

Wie die alten sungen, so zwitschern nicht immer die Jungen : oder: Sangallertütsch, wie es war und sich entwickelt hat

Autor(en): **Bauer, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Gallus-Stadt : Jahrbuch der Stadt St. Gallen**

Band (Jahr): - **(1980)**

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-948542>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wie die Alten sangen, so zwitschern nicht immer die Jungen

Oder: Sangallertütsch, wie es war und sich entwickelt hat

«Goht's no?» Wenn wir älteren Sanggaller früher diese Frage stellten, so klang sie besorgt, mitleidig, galt sie jemandem, der es infolge von Schmerzen oder Sorgen «uuring» hatte. «Goht's no, Grossmuetter?» hiess es liebevoll, wenn diese, «e chli fescht», wie sie war und wie man eine korpulente Erscheinung zu umschreiben pflegte, beispielsweise Mühe hatte auf einer steilen Strasse. Wenn heute die Frage «Goht's no?» gestellt wird, so kann sie zwar noch denselben besorgten Sinn haben, aber im Jargon der Jungen auch einen durchaus anderen, einen spöttischen, vorwurfsvollen, ungeduldig-unwirschen. «Goht's no?» heisst da soviel wie «Wie chamme-n-au?» so langsam, so altmödig, so begriffstutzig sein, ist denn so etwas möglich, zugänglich, erlaubt? Da erklärt etwa einer, bei dieser oder jener Unternehmung mache er nicht mehr mit, dazu fühle er sich nicht mehr fähig. «Goht's no?» tönt es darauf zurück. Damit haben wir ein Muster vor uns, wie eine gängige Redewendung bei den Jüngeren einen andern Sinn erhält, sich in der Bedeutung verschoben hat.

Zuweilen nimmt die Jugend auch altes Sprachgut wieder auf und aktiviert es in einer neuen Version. Ein Beispiel dafür ist die Redensart

«'s isch nöd de Huffe»

Früher war damit eher ein «'s isch nöd en Huffe» anvisiert, also, dass von dem oder jenem nicht viel vorhanden sei. Haufen, vermutlich auf ein Verb zurückgehend, das «sich ballen» bedeutete, hatte Huffe später den Sinn eines Masses für eine Menge oder eine Vielzahl, Vielheit: «En Huffe Gält» habe der, «en

Huffe zemeschwätze» täte die, «Hüffe Volch» seien zu einem Fest zusammengekommen. Wenn nun heute beispielsweise die Jungen feststellen, ein Popkonzert sei «nöd de Huffe gsii», so nehmen sie damit den alten Begriff «de Huffe» wieder auf, lassen ihn aber, qualitativ statt quantitativ pointiert, fröhliche Urständ feiern. Damit ist aufgezeigt, dass unsere Sprache nie auf einem bestimmten Stand stehenbleibt, sondern sich weiterentwickelt. Und davon, dass die Jungen nicht mehr zwitschern, wie die Alten sungen, oder oft in anderer Bedeutung, sei hier die Rede.

Ein jeder möge in seiner eigenen Erinnerung kramen. Als ich ein kleiner Junge war, um mit Erich Kästner zu reden, gab es ein Modewort, wie es bei den Jungen heute etwa «lääss» oder gar «irrlääss» ist. Es war der Ausdruck «tschent» (aus dem Englischen). Heute kommen wir mit diesem Ausdruck nicht mehr weit, weil er bei der jungen Generation längst nicht mehr à la mode, sondern antiquiert ist. Damals, in den dreissiger Jahren, aber fanden wir alles «tschent», ein Auto, einen Ausflug, ein Buch. Hingegen kam mir damals die Wendung, ich solle etwas «onderwäge loo», also etwas unterlassen, altertümlich, altväterisch vor, während sie meinen Eltern und Grosseltern völlig geläufig war. Dass sie allerdings damit etwas Uraltes im Munde führten, war ihnen kaum bewusst. Die heutige junge Generation kennt sie nicht mehr, diese Redewendung, auf die ich beim Nachgestalten des mittelhochdeutschen St.Galler Weihnachtsspiels für die Kellerbühne in Sanggallertütsch gestossen bin. Ich konnte den Vers 620 aus König Melchiors Rede vor Herodes praktisch so, wie er lautete, stehenlassen. In diesem Vers und in den folgenden erklärt er nämlich Herodes, «was es mit üserer Reis zo drett im Grond för e Bewandtnis hät». Im mittelhochdeutschen Text aus dem 13. Jahrhundert lautete besagter Vers 620: «Och lass ich under wegen nicht, dass wilent wass ein wiser man in unserem land, hiess Balaam», dass also seinerzeit ein weiser Mann namens Balaam im Land war. In der Mundart-Fassung heisst es nun: «Nöd onderwäge loo i cha, waa sinnerzitt e glehrte Maa, de Balaam, hät prophezeit . . .» Ältere Leute verstehen es sofort, jüngere werden es allfällig sinngemäss erfassen, dass dieses «nöd onderwäge loo i cha» meint, er – Mel-

chior – könne es nicht unterlassen, buchstäblich: auf dem Weg, unterwegs liegen lassen, von Balaam zu sprechen.

Vieles Alte ist noch vorhanden

Dafür, dass wir uraltes Sprachgut noch immer verwenden, gibt es manche Beispiele, u.a. auch unser typisch sanggallisches «gshmoge». Damit sprechen wir noch heute bewusst in Dichtersprache, und zwar keiner geringeren als der Walters von der Vogelweide. Wenn Mama meint, ein Kleid gehe ihr gerade noch «gshmoge», wenn einer «gshmoge», in die nächste Klasse aufsteigt, dann ist dies jenes mittelhochdeutsche Wort «gesmogen», das wir wie Walter von der Vogelweide gebrauchen, als er dichtete:

«Ich saz ûf eime steine
und dahte (deckte) bein mit beine,
dar ûf sazt ich den ellenbogen;
ich hete in mîne hand gesmogen
daz kinne und ein mîn wânge.»

In diesem «gesmogen» haben wir die starke Partizipform des mittelhochdeutschen Verbs smiegen vor uns, und wir Sanggaller haben sie, obgleich sie längst zu geschmiegt geschwächt wurde, stark, mit dem klangvolleren o, und auch dem Sinn nach einigermaßen bewahrt.

Unsere Sprache wandelt sich, entwickelt sich, schafft Neues und trägt in ihrem Fluss Uraltes mit. Falsch wäre es daher zu klagen, sich über zu schnelle oder zu langsame Veränderung zu ärgern, zu meinen, die Sprache müsse stets dieselbe bleiben oder

sogenannte «Fortschritte»

machen. Einer, der letzteres vehement befürwortete, war jener Ehrenzeller, der Herausgeber der «St.Gallischen Jahrbücher», der dort triumphierend in den ersten Jahrzehnten des letzten Jahrhunderts den reinigenden Einfluss der Schriftsprache feststellt. «Es ist auffallend», schrieb er 1833 dort, «wie sehr sich die Sprache innert 20 Jahren unter dem männlichen Geschlechte verbessert hat. Seit dem unsere Bürgerschaft aus ihrer frühe-

ren Abgeschlossenheit herausgetreten ist, hat die Sprache unter uns an Reichtum und Reinheit gewonnen. Wendungen und Ausdrücke, die der Schriftsprache angehören und früher nie oder selten angewandt wurden, sind in der Umgangssprache ziemlich allgemein in Gebrauch gekommen; dagegen haben sich eine Menge eigentümlicher St.Galler Ausdrücke aus dem Munde der Männer gänzlich oder doch grossenteils verloren und werden bei immer grösser werdendem Verkehr im öffentlichen Leben und durch die bessere Jugendbildung noch mehr verschwinden. In der Aussprache selbst haben sich die Härten und das schleppende Wesen bedeutend gemildert. Die Endsilben, die noch alle bei uns auf ein eigentümliches a ausgingen, verwischen sich mehr und mehr, und die Umlaute in der Mitte der Wörter werden schon ziemlich allgemein ausgesprochen. Zum Beispiel würde der ältere St.Galler immer noch sagen: Ich globa, während der jüngere schon sagen wird: Ich glaub. Unser Baa hat sich in Bei, unser Staa in Stei, zwee in zwei, Blaache in Bleiche, unser Naa in Nei verwandelt etc. (. . .) Was die Sprache des weiblichen Geschlechtes betrifft, so müssen wir bedauern, dass dieselbe hinter jener des männlichen Geschlechtes zurückgeblieben ist. Viele Ausdrücke der St.Galler Mundart werden einzig noch von ihm fortgepflanzt; das Grelle oder das Singende, Schleppende in der Aussprache hat sich nur hin und wieder verloren, dürfte sich aber allmählich immer mehr verlieren. Es wäre sehr zu wünschen, dass vom ersten Lese- und Sprachunterricht an hierauf mehr Aufmerksamkeit gerichtet würde.»

Angesichts dieses sprachlichen Übereifers des Herrn Ehrenzeller kann man nur gut sanggallerisch sagen «Wie chamme-nau» oder eben «Goht's no?». Glücklicherweise aber ist die Entwicklung nicht ganz so verlaufen, wie sie sich Ehrenzeller in falschem Fortschrittsdenken erhofft hat. Es scheint zwar nicht so, wenn man in Gottlieb Felders Heimatkundebuch «Die Stadt St.Gallen und ihre Umgebung» von 1916 den Beitrag von Dr. Ernst Hausknecht über «St.Galler Mundart» nachliest, worin es in bezug auf Ehrenzeller heisst: «Seither sind Schriftsprache und Mundarten mächtig an der Arbeit gewesen, dem angestammten Idiom an Leib und Seele, d.h. an Lautgebung und

Wortschatz, zuzusetzen, und der gute alte Ehrenzeller hätte wahrscheinlich an der ‚gebesserten‘ Sprache unserer Schulkinder seine helle Freude gehabt. Mir aber kommen diese ‚Luft, Zucker, putze, Schlitte, binde, drin, z’fride‘ statt ‚Zokker, potze, bende, z’frede‘ geziert und unnatürlich vor. Noch deutlicher als im Lautstand macht sich der Zerfall der Mundart in der abnehmenden Kenntnis der gut sanktgallischen Wörter bemerkbar. Ich habe in einzelnen Familien beobachten können, wie Wörter und Redensarten stufenweise, von Generation zu Generation, aussterben.»

Gebessert oder gemindert?

Das ist nun angesichts unseres im Lauf der Zeit veränderten Sanggallertütsch wohl kaum die Frage – es ist erfreulicherweise noch viel besser dran, als Hausknecht es befürchtete, und nicht so schlimm, wie Ehrenzeller es in falschem Fortschrittsdenken erhoffte. Abzufinden haben wir uns damit, dass sich unser Idiom verändert, entwickelt hat, dass vieles in Lautstand und Wortbestand verlorenging. Andererseits ist aber auch viel dazugekommen, nachgewachsen. Wir brauchen nicht 150 Jahre bis zu Ehrenzeller zurückzugehen, wir erlebten es in unseren letzten zwei Generationen mit, dass die heute Jungen schon nicht mehr oder anders verstehen, was für mich, der ich vor 40–50 Jahren Kind war, noch selbstverständlich, aber seinerseits schon wieder anders war als zu Ehrenzellers Zeiten hundert Jahre zuvor.

Verlorener Wortschatz

Tun wir einmal einen Blick zurück auf jenen Wortschatz, der, wie Dr. Hausknecht 1916 schrieb, bereits der jungen Generation jener Zeit nicht mehr oder nur vage vom Hörensagen her bekannt war. Zum Teil natürlich, weil es auch Dinge, die damit bezeichnet wurden, kaum mehr gab. Hausknecht erwähnt in diesem Zusammenhang, dass schon früh in St. Gallen Versuche gemacht wurden, mundartliche Wörter zu sammeln. So seien

einen von 1790 ist unbekannt, derjenige der anderen war der Buchdrucker Peter Wegelin, der es in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zusammenstellte. Diesen beiden Idiotika entnahm Hausknecht eine Anzahl von Wörtern, die der jungen Generation des ersten Viertels unseres Jahrhunderts bereits nicht mehr bekannt waren.

Vergessene Ausdrücke

amig = dennoch (niene wäärd und amig doo); Aahau = ein Klotz zum Holzspalten; aaglegig = passend, schicklich; Bader = weibliches Badegewand; chrüzge = Kreuzprozession halten; Gschwäi = Schwieger; Hüerepaass = Imbiss; Halftel = Hälfte; Löbli = Abtritt; uufzokke = die Tür aufziehen via Draht; Buchgade = Waschhaus; iibuuche = Wäsche einlegen; Gugle = turbanförmige Wintermütze für Frauen; Gsipt = weitläufige Verwandtschaft; Gnippe = sichelförmiges Brotmesser; Haberteeri = zum Haberdörren bestimmtes Haus; Hottelchammer (Hudlechammer) = Raum zum Aufbewahren schmutziger Wäsche; Huuserli = Lichtknecht; Hotteli = kleines Pferd; Lenggetatzi = Linkshänder; jünkerle = Übelriechen nicht mehr frischen Fleisches; Rongge = grosses Stück; Gsonkellompe = Kopftuch der Frauen; Studegüggi = früherer Name des Freudenberges; Schöpftribel = kurze Bürste zum Fensterputzen; Spetteri = Aushilfe; uugsööd = nicht weich werdende Speisen beim Kochen; simpfierle = nicht ernsthaft arbeiten; ferwäfere = sich übereifern; Scharebäggeli goh = spazieren gehen, um seine Kleider zu zeigen; Schlettehafe = langsamer Mensch; Tiich = langgewachsener Mensch; Pfondbusle, Bötterech = Dickleibiger; Schilemööggi = Schieläugiger; Lootsch = Unordentlicher; Chlööti = Unanstelliger, unbrauchbarer Kerl; Gschendhuffe = unruhiger Mensch, Pfuscher; Chrips = boshafte Person; Uufloot = widerlicher Mensch; vergööschtig = neidisch; stigelisinnig = verrückt; schiegge = schief gehen; verchrime = in den falschen Schluck geraten; fischpere = unruhig sein; rimsche-ramsche = kauderwelschen; schnipfe = stehlen; Gmöder = Holzabfälle; Schapfi = Schöpfeimer; Ferggel = Rinnstein in Küche und Waschhaus; Töötli = kleine Schub-

lade; Späckli = kleine Holzstücke zum Anfeuern; Bschötti-lägele = längliches Güllenfass; Florz = Floss; Chäär = Keller; Schlöffli = kleiner Gehalter; Störggeli = kleine Waschstande; Näpper = Bohrer; Guggeerli = kleine Dachluke; Chnummel = Garnknäuel; Berehüngel = aus Stricken gedrehte Schlagwaffe; Libet = Leinwand; Plegi = Futter am Rocksäum; Hanteli = Halbhandschuhe; Ringge = Schuhhaken; Riestere = Schuhflick; Baschlik = eine Art Kapuze; Lilachezoog = Bettanzug; Oostlech = Unschlitt; Spessli = an Spiess gebratenes, kleines Fleischstück; Wulipusche = eine Art Butterbirne; Glöör = unsaubere Brühe; möschig = trockenfaul bei Äpfeln; schlagfellig = Holz, das geschlagen werden soll; weser = hölzlig; hadampfing = dünstig; störsig = aus Sturzblech; Bläueli = Blaumeise; Haagschlopferli = Zaunkönig; Holzerli = Kohlmeise; chrächelle = röcheln; fächtle = wetteifern; glinzele = glänzen vom Schnee; glöggle = viel trinken; schmälzele = stark nach gesotener Butter riechen; ferteggele = zärteln.

Angesichts einer solchen Auslegeordnung von ausgestorbenem, vergessenem Wortgut bedauert man, dass es so viel Farbiges, Plastisches, Originell-Träfes in der Bezeichnung von Dingen, Erscheinungsformen und Zuständen nicht mehr gibt. Man möchte es gern reaktivieren. Aber das hiesse, das Rad der Zeit zurückdrehen wollen. Andererseits muss man sich stets bewusst bleiben, dass die sprachliche Entwicklung, auch wenn sie manches zurücklässt, auch wieder neu schöpferisch ist – gerade die Jugend ist da von einer besonderen, unbekümmerten Kreativität –, dass sie auch zuweilen auf Altes zurückgreift und in einem neuen Zusammenhang wieder verwendet.

Auf was es ankommt

im Umgang mit unserer Mundart, ist: Verzicht auf unnötige schriftdeutsche Anpassungen; sich stets erinnern, ob es dafür keinen Dialektausdruck gibt; nicht schriftdeutsche Lautgebung übernehmen, wo wir eigene haben, also beispielsweise nicht Zucker, sondern Zocker oder Zogger, nicht rund, sondern 19 rond, gsund, sondern gsond, Bömm statt Bäum, Tröm statt

Träum sagen und wo immer möglich bloss modische Fremdwörter meiden (effektiv!). Der Art, wie uns Sanggallern der Schnabel gewachsen ist, treu bleiben, bedeutet nicht «nöchberle», weder «uf Zöri abe» noch in Richtung Bundesrepublikanien und schon gar nicht in Richtung überhandnehmender Anglisierung unserer Sprache. Hier erfüllen Elternhaus und Schule tatsächlich eine wichtige Aufgabe (allerdings nicht so, wie Ehrenzeller es gemeint hat). Hier sollte aber auch jeder erwachsene Sanggaller sich selbst und seiner Sprache gegenüber eine Verpflichtung fühlen und Manns bzw. «Fraus» genug sein, zu einer angestammten Mundart zu stehen. Niemand nämlich braucht sich ihrer zu schämen und ihretwegen in deplacierten Minderwertigkeitskomplexen zu machen. Ich kann da nur wiederholen, was ich 1965 unter dem Titel «Wie den St. Gallern der Schnabel gewachsen ist» im Buch «Schweizer Dialekte», Verlag Birkhäuser, Basel, worin zwanzig deutschschweizerische Mundarten porträtiert wurden, betont habe: «Sanggallertütsch ist viel eigenständiger, reicher, nüancierter, als der flüchtige Zuhörer glaubt. Voreilig wähnt man oft, mit den sanggallisch spitzig-grellen als charakteristisch zitierten gäggeligääl, welewäg, gräasgrüe habe man es erfasst. Dabei sind sie nur die obersten Zipfelchen! Freilich sind die hellen e typisch für die ‚Gäle‘, mit der die Sanggaller ihr unüberhörbares Mundwerk bezeichnen und welche die lieben Miteidgenossen selbst aus dem Stadtnamen heraushören, wenn sie neckend fragen: Gäledsi, Si sind von Sänggäle? Man hat in der Stadt und um sie herum eine Vorliebe für die e und setzt sie, wo andere ein i gebrauchen: d’Stefel, d’Schreft, d’Chend, d’Cherche, d’Bende, d’Lende. Aus u aber macht man o: Schold, de Loog, de Rogge, de Bronne, d’Glofe. Zur Angel, an der man die Sanggaller hochnimmt, wird das zum o gewordene au: de Bomm, de Tromm. Im übrigen windet es in St. Gallen nicht, sondern ’s goht de Loft und globt man etwas. Und überhopt: Mit breiten, offenen ä weiss man nichts anzufangen, und darum heisst der übliche schweizerische Määntig hier Meentig, d’Händ aber werden zu Hend, und der Mond leuchtet über St. Gallen halt einfach als Moo, so unmöglich die lieben Miteidgenossen das auch finden (...).» Und weiter unten heisst es: «St. Gallen ist eine ‚Stadt der Tü-

cher und Bücher', der ,Texte und Textilien', wie Prof. Georg Thürer es recht hübsch formuliert hat. Man kommt seiner Mundart denn auch vom Textilen her recht nahe. Der Einfluss feinsten Leinwand, veredeltster Baumwolle, zierlichsten Stikerei- und Spitzenwerks, das Kleinteilige, im Detail besehen, oft Kleinliche solchen seit Jahrhunderten geübten Tuns wirkt sich auch auf die Sprache aus. Auch sie ist ein feines, detail- und nüancenreiches Gewebe, dessen Besonderheiten man nicht bei flüchtigem Betrachten, sondern nur in liebevollem Umgang erkennt.»

Bemühen wir uns immer wieder um diesen liebevollen Umgang!

Hermann Bauer